In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 176. Posen, den 3. August 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

29. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

Sie streichelte seine Hand. Es würgte sie in der Kehle. Ihre Augen waren tränenfeucht.

„Also Ihre Tochter wollten Sie gern wiedersehen?“ fragte sie ihn.

„Meine Tochter, meine kleine Irene. Ich hörte sie rufen mit der Stimme ihrer Mutter; darum stahl ich das Geld.“

„Deswegen wird Sie niemand tadeln, glauben Sie mir,“ sagte sie heiter. „Sie machen sich nur unnötige Sorgen. Ich werde einmal mit meinem Vater darüber sprechen. Er wird Ihnen schon helfen.“

Monty hob die Hand.

„Er verbirgt mich,“ flüsterte er. „Von ihm erfuhr ich erst, daß man mich sucht. Mir selbst macht es nicht viel aus, aber sie könnte es erfahren, und ich habe schon genug Schande über sie gebracht. Hören Sie!“

Auf der Treppe erklangen Schritte. In jäher Angst klammerte sich der Mann an Julie.

„Sie kommen!“ rief er. „Verstecken Sie mich — ich beschwöre Sie, verstecken Sie mich!“

Aber sie war fast ebenso bestürzt wie er; denn sie hatte die Tritte ihres Vaters erkannt. Die Tür ging auf. Auf der Schwelle stand da Souza, dicht hinter ihm Scarlett Trent.

XXXVI.

Der alte Mann und das Mädchen waren entsetzt, ohne daß ein greifbarer Grund vorhanden gewesen wäre. Da Souza vergaß, sich über den Ungehorsam seiner Tochter zu erregen. Er erkannte sofort, daß ihre Anwesenheit hier sehr seinem Vorteil diente. Monty, graubleich, stand bei Trents Anblick wie gelähmt; keuchend und nach Atem ringend, sank er in seinen Stuhl zurück. Mit ausgestreckten Händen, einen Ausdruck innigen Mitleids auf den Zügen, kam Trent auf ihn zu.

„Monty! Alter Knabe! Weswegen fürchten Sie sich denn? Wissen Sie nicht, daß ich mich freue, Sie wiederzusehen? Bin ich denn nicht nach Attra gegangen, Sie mit nach England zu nehmen? Geben Sie mir die Hand, Kompagnon. Ich habe viel Geld für Sie und eine gute Nachricht!“

Montys Rechte war kalt und schlaff, die Augen gläsern und ohne Ausdruck. Trent sah die halbe Flasche auf dem Tisch und wandte sich jählings da Souza zu.

„Sie Schurke!“ zischte er. „Sie wollten ihm zu einem schnellen Tod verhelfen!“

„Wenn er keinen Alkohol bekommt, wird er rasend,“ murmelte da Souza.

„Mit einer Flasche Schnaps im Magen wird er das noch eher,“ knirschte Trent ingrimmig. „Ich werde Monty mitnehmen.“

Da Souza spielte nicht länger den Untertänigen. Er zuckte die Achseln und barg die fleischigen Hände in die Hosentaschen.

„Gut,“ zischte er heftig, „machen Sie, was Sie wollen. Sie wollen nicht auf meinen Rat hören. Bringen Sie Monty nur zu der Aktionärversammlung der Bekwando-Gesellschaft, erzählen Sie, wer er ist — und der ganze Markt wird Ihnen über dem Kopf zusammenfallen. Mir ist es gleichgültig. Ich habe bereits einen Teil meiner Aktien abgestoßen und werde morgen noch die anderen verkaufen. Aber wie steht es mit Ihnen? Was wird dem Millionär Trent bleiben?“

„Ich kann schon einige Verluste aushalten,“ war die gelassene Antwort. „Ich fürchte nichts.“

Da Souza lachte leicht gezwungen.

„Sie glauben ein Genie zu sein, weil Sie hier und da einmal Erfolg hatten. Nun, ich versichere Ihnen, Sie verstehen nicht das Geringste von finanziellen Dingen; mit einer Gesellschaft wie der Bekwando-Gesellschaft geht es ebenso wie mit dem guten Namen einer Frau: einige Anzüglichkeiten, ein wenig Geschwätz, und in kurzer Zeit kracht die Sache zusammen.“

Trent drehte ihm den Rücken zu.

„Monty, Sie fürchten sich doch nicht, mich zu begleiten?“

Verwirrt und entsetzt hob der andere den Blick zu ihm auf.

„Sie können unbesorgt sein,“ fuhr Trent fort. „Die Sache mit der Missionskasse habe ich schon längst mit Herrn Price geordnet. Es war Ihr Eigentum, das ich für Sie zurückgelassen hatte.“

„Man will mich nicht verhaften?“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß niemand etwas Derartiges im Sinn hat.“

„Es würde mich nicht viel kümmern,“ fuhr Monty mit leiser, stockender Stimme fort, „aber meiner Tochter wegen wäre es mir furchtbar. Wenn mein wirklicher Name ans Tageslicht käme, würde sie es auch erfahren.“

„Sie wird nichts erfahren. Ich verspreche Ihnen, feierlichst, daß Sie bei mir vollkommen sicher sind.“

Monty erhob sich mit Mühe. Er knickte in die Knie — ihm war elend zumute. Er warf einen Seitenblick auf die Rumflasche und streckte verstohlen die Hand aus. Trent hielt ihn zurück, freundlich, aber entschlossen.

„Jetzt nicht, Monty, Sie haben bereits genug gehabt.“

Der alte Mann ließ die Hand sinken. Er sah Trent in die Augen, und die letzten Jahre schienen wie in einem Nebel zu versinken.

„Sie sind hart, Scarlett Trent — Sie waren immer hart zu mir.“

„Das ist schon möglich. Wenn ich jedoch nicht gewesen wäre, würden Sie nicht mehr leben. Ich habe Sie vom Alkohol abgehalten, soviel ich konnte, und das werde ich auch jetzt tun.“

Monty warf einen verzweifelten Blick durchs Zimmer.

„Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich bin hier geborgen und bin zu alt, Trent, um mit Ihnen zu leben. Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, würde ich ein neues Leben beginnen. Wirklich, Trent, jetzt ist es zu spät. Ohne meine Kräfte anzufeuern, könnte ich es keinen Tag aushalten.“

„Er hat vollkommen recht, Trent,“ mischte sich da Souza hastig ein. „Er ist zu alt, um wieder von neuem

zu beginnen. Er hat es hier nach seinen Wünschen und wird gut gepflegt. Geben Sie ihm ein Jahresgeld oder einen angemessenen Betrag statt der Anteile. Ich werde einen Vertrag aufstellen. Sie würden ihn doch unterschreiben, nicht wahr, Monty? Seien Sie vernünftig, Trent, und stimmen Sie zu. Es wäre für uns alle die beste Lösung."

Trent jedoch schüttelte den Kopf.

„Mein Entschluß steht fest. Er muß mich begleiten. Denken Sie doch einmal an Ihre Tochter, Monty."

„Zu spät," schluchzte der andere. „Sehen Sie nur, in welchem Zustande ich mich befinde."

„Aber, wenn Sie ihr ein Vermögen hinterlassen, kostbare Geschenke machen könnten?"

Monty schwankte plötzlich. Seine matten Augen begannen wieder zu leuchten.

„Wenn ich das könnte . . .", murmelte er.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß das der Fall sein wird," versicherte Trent.

Monty erhob sich. „Ich bin bereit," sagte er demütig. „Wir wollen jetzt aufbrechen."

Da Souza pflanzte sich vor Trent auf.

„Sie trotzen mir! Sie wollen ihn weder meiner Obhut anvertrauen, noch selbst auf meinen Rat hören. Schön! So hören Sie, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Sie wollen mich ruinieren. Aber wenn ich kaputt gehe, geht die Bekwando-Gesellschaft mit. Bedenken Sie das wohl! Ruin für mich, bedeutet auch Ruin für Scarlett Trent, und nicht nur Ruin, sondern auch Schande. Wenn ich es machen kann — ich habe viele Freunde —, dann bedeutet es selbst Gefängnisstrafe für Sie. Was sagen Sie dazu, Herr Scarlett Trent? Wenn Sie mit Monty das Zimmer verlassen, sind Sie ein verlorener Mann! Dafür werde ich sorgen."

Trent stieß ihn heftig zur Seite — und da Souza taumelte gegen den Kaminsims. Dann ergriff er seinen früheren Kompagnon am Arm, und zusammen verließen sie das Zimmer.

XXXVII.

„Unser Gast scheint nicht sehr behaglicher Stimmung zu sein," bemerkte Lady Tresham.

Irene blickte über ihren Fächer zum anderen Ende des Zimmers.

„Ich habe noch nie bei einem Menschen eine derartige Veränderung in so kurzer Zeit gesehen," bemerkte sie. „Heute morgen hat er mich geradezu erstaunt. Er kannte die Menschen, die er kennen muß und tat, was sich schickte — er betrug sich wie ein Mann, der sich seines Wertes durchaus bewußt ist. Heute abend erscheint er geradezu plump und ungewandt."

„Vielleicht macht das der Frack," meinte Lady Tresham, „an den er sich gewiß noch gewöhnen muß." Sie erhob sich und lächelte freundlich dem Gast zu, der sie zu Tisch führen sollte. „Jedenfalls ist er heute dein Tischherr," fügte sie hinzu. „Ich hoffe, er ist unterhaltender als er aussieht."

Das Abendessen war früh angesetzt worden, weil die Gesellschaft daran anschließend ein Theater besuchen wollte. Vor wenigen Stunden noch hatte sich Trent nach diesem Abend gesehnt; jetzt war er wie betäubt. Er konnte seine Lage mit den veränderten Umständen nicht vereinen. Er wußte sehr gut, daß es sein Reichtum war, der die Standesunterschiede zwischen ihm und den anderen Anwesenden auslöschte. Er sah die Reihe der Tischgäste entlang. Was würde man sagen, wenn man es wüßte? Man würde ihn wie einen Eindringling vor die Tür setzen. Ihm gegenüber saß ein Lord, der vor seinem finanziellen Zusammenbruch stand. Aber wer kümmerte sich darum? Niemand! Er blieb ein Mitglied ihrer Kreise, auch wenn er arm war. Ihn jedoch machte nur das Geld ebenbürtig. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit langsam steigender Bitterkeit. Er ließ die Suppe passieren, ohne sie auch nur zu versuchen und hatte nicht den Mut, die Frau neben sich anzusprechen, die ihn wie ein Irrlicht in seine prekäre Lage gelockt hatte. Endlich ging sie selbst zum Angriff über.

„Herr Trent!"

Er wandte sich ihr zu und schaute sie an.

„Muß ich Sie vielleicht daran erinnern, daß es Sitte ist — wenn auch nur der Form wegen —, seiner Tischdame einige Aufmerksamkeit zu widmen?"

Er sah sie ruhig an. „Ich bin nicht an Konversation gewöhnt, daher bitte ich um Entschuldigung. Gibt es etwas auf der Welt, was Sie zu interessieren vermöchte?"

Sie nahm eine Krachmandel aus einer silbernen Schale und lächelte.

„Mein Himmel, wie ungehalten das klingt! Versuchen Sie es nur nicht, wenn Sie in dieser Stimmung sind. Was ist geschehen, seit ich Sie das letzte Mal sah? Haben Sie Geld verloren oder quält Sie irgendeine Laune — oder beides?"

Ein seltsames Lächeln auf den Zügen, verneinte er.

„Wenn ich mein Geld verloren hätte, würde ich aufhören, eine gewichtige Persönlichkeit für Ihre Bekannten zu sein."

Sie hob die Schulter.

„Sie machen nicht den Eindruck eines Mannes, der ein Vermögen auf der Rennbahn verlieren kann."

„In dieser Hinsicht haben Sie recht," gab er zu. „Ich glaube sogar Geld gewonnen zu haben. Wenn ich nicht irre, zweitausend Pfund."

„Zweitausend Pfund!" Sie seufzte und vergaß die Pastete auf ihrem Teller.

Trent sah um sich. „Ich möchte Ihnen etwas beichten, gnädiges Fräulein," sagte er leise, „das ich nicht gern zu jemand anders sagen möchte. Ich habe, wie Sie wissen, ziemliches Glück gehabt und viel Geld verdient — eine ganze Menge sogar. Heute nun habe ich zum ersten Male vor der Möglichkeit gestanden, das Blatt sich wenden zu sehen."

„Haben Sie sich verändert? Werden Sie kleinmütig?"

„Es ist kein gewöhnlicher Schicksalsschlag," erwiderte er langsam, „es bedeutet vollständiger Zusammenbruch!"

„Ach!"

Forschend sah sie ihn an. Ihr Herz pochte. Wäre er nicht durch die Sorge, von niemand belauscht zu werden, in Anspruch genommen gewesen, würde ihn der veränderte Ausdruck ihres Gesichtes erstaunt haben.

„Sie sprechen wirklich in Rätseln," sagte sie. „Derartiges könnte Ihnen doch nicht zustoßen. Man hat mir erzählt, die Bekwando-Aktien seien Gold wert und Sie müßten Millionen scheffeln."

Er hob sein Glas an die Lippen und leerte es.

„Heute muß ich auf dem Rennplatz in Ascot eingeschlafen sein," sagte er. „Ich hatte mich für eine Weile auf eine Bank zwischen Bäumen zurückgezogen und versank in Schlaf. Im Traum vernahm ich ein heftiges Summen und sah mich meines ganzen Besitzes beraubt. Wie es kam? Ich weiß es nicht. Eine Konzession, die zurückgezogen wurde, eine zusammengebrochene Bank, ein großer Schicksalsschlag — was tut es schließlich! Das Geld war fort, und ich war wieder der alte einfache Scarlett Trent — ein Arbeiter ohne Geld und Ansehen."

„Das muß eine eigenartige Empfindung für Sie gewesen sein," sagte sie nachdenklich.

„Ich werde Ihnen sagen, woran es mich denken ließ. Ich bin in eine gefährliche Lage gekommen. Ich bin dabei, mich an eine Welt zu binden, der ich persönlich nichts gelte. Ich werde meines Reichtums wegen geduldet. Was würde wohl mit mir geschehen, wenn ich meinen Reichtum wieder verlöre?"

„Sie sind ein Mann," sagte sie ernst aufblickend, „Sie haben Verstand und Elastizität. Was Sie früher taten, können Sie doch wieder beginnen."

„Inzwischen wird man mich aus der sogenannten guten Gesellschaft verbannen."

„Manche Leute ohne Zweifel."

(Fortsetzung folgt.)

Wie entwickelt man seine eigene Persönlichkeit?

Es wird so viel von Persönlichkeit gesprochen und es scheint fast, als ob die heutige Richtung erfreulicherweise darauf hinausliefe, die eigene Persönlichkeit zu entwickeln. Wie aber soll der Durchschnittsmensch wissen, worin seine Persönlichkeit beruht? Um ihm zur Erkenntnis seines Ichs und seiner eigenen Werte zu verhelfen, hat ein amerikanischer Schriftsteller eine Reihe von Fragen zusammengestellt, die von einem, der sich selbst erkennen will, so ehrlich wie möglich mit Ja oder Nein beantwortet werden müssen. Wenn mehr als die Hälfte der Fragen in Gruppe I mit Ja beantwortet werden müssen, so ist diese Gruppe charakteristisch für die Persönlichkeit und weist den Weg, nach welcher Richtung sich das Wesen des Menschen entwickeln muß, um das zu erringen, was man als natürlichen „Charme" bezeichnet; denn es ist das Wesen des „Charmes", aus den angeborenen Anlagen zu entspringen. Charme kann niemals im Gegensatz zum eigentlichen Wesen eines Menschen entwickelt werden. Ist mehr als die Hälfte der Fragen in Gruppe I zu verneinen, so muß man sein Heil mit den anderen Gruppen versuchen. Wir geben hier die Fragenzusammenstellung wieder:

Gruppe I: 1. Sind Sie körperlich lebenskräftig? — 2. Werden Sie durch Zuhörer angeregt? — 3. Tanzen Sie gern? — 4. Legen Sie Ihre ganze Seele in das, was Sie tun? — 5. Finden Sie leicht eine passende Antwort? — 6. Versucht Ihre Familie, Sie zu dämpfen? — 7. Brillieren Sie gern?

Gruppe II: 1. Gelten Sie für originell? — 2. Machen Sie ungewöhnliche Geschenke? — 3. Haben Sie eine lebhafte Phantasie? — 4. Würden Sie zahllose Ideen haben, wenn Sie aufgefordert würden, einen Bazar oder etwas derartiges zu ordnen? — 5. Schreiben Sie gern amüsante Briefe? — 6. Träumen Sie gern am hellichten Tage?

Gruppe III: 1. Macht es Ihnen Spaß, Ihren Gästen erlesene Gerichte vorzusetzen? — 2. Sind Sie nicht neidisch auf das Glück anderer? — 3. Haben Sie freundliche Gefühle gegen arm und reich? — 4. Vertrauen viele Ihnen Ihre Sorgen an? — 5. Machen Sie sich viel Mühe, um Ihren Freunden das Gewünschte zu beschaffen? — 6. Gehören Sie zu denen, die alle Menschen miteinander verheiraten möchten? — 7. Sind Sie bei Frauen wie Männern gleich beliebt?

Gruppe IV: 1. Sind Sie ängstlich bei Ihren eigenen Einladungen? — 2. Würden Sie nervös werden, wenn Sie eine Rede halten müßten? — 3. Erröten Sie leicht? — 4. Geraten Sie in Verwirrung, wenn Sie eine Unterhaltung mit einer fremden Person einleiten? — 5. Würde es Ihr Vergnügen stören, wenn Sie bei irgend einer Veranstaltung nicht korrekt gekleidet wären? — 6. Können Sie über kleine Enttäuschungen lachen? — 7. Sitzen Sie in Gedanken, wenn andere sich unterhalten?

Gruppe V: 1. Sind Sie gut gekleidet, auch wenn Sie allein sind? — 2. Glauben Sie, daß die Menschen zu bessern sind? — 3. Lesen Sie gern Gedichte? — 4. Bekümmert Sie der Gedanke an die Armen? — 5. Nehmen Sie lieber Blumen geschenkt als Schokolade? — 6. Ist der Idealismus für Sie eine Hilfe, hier in dieser Welt zu leben? — 7. Wünschen Sie, mehr für die Menschheit tun zu können?

Wenn man die Fragen in Gruppe I, II und IV mit Ja beantworten kann, so ist die Antwort: Niemand braucht Ihnen zu sagen, daß Sie Charme haben, denn das haben Sie schon so oft gehört, daß Sie es eigentlich satt haben müssen. Was Sie am liebsten hören möchten, ist, daß Sie ein guter Kerl, ein selbstloses Geschöpf sind, das nur an andere denkt. Ist Ihnen aufgefallen, daß Ihnen dieses Lob nie gespendet wird? Vielleicht werden deshalb die Personen, die sich in Sie verlieben, Ihrer noch schneller überdrüssig, als sie sich in Sie verliebten. Ob Sie noch sehr jung sind oder nicht, sollten Sie sich bemühen, eine mütterliche Fürsorge für andere zu entwickeln, die im Verein mit Ihrer lebhaften und humoristischen Art Sie unwiderstehlich machen wird. — Wer also Gruppe I, II und IV in der Hauptsache bejaht, ist ein Egoist, der sich von seiner Selbstsucht zu heilen versuchen muß.

Erkenne dich selbst! — Wer Gruppe I und III vorwiegend bejahen kann, ist ein entzückender Mensch, der sich aber selber unterschätzt; er ist verwundert, wenn jemand sich in ihn verliebt, und findet alle anderen Menschen reizvoller und angenehmer als sich selber. Er gehört zu denen, die immer für andere bezahlen wollen, auch wenn es nicht nötig ist, er nimmt immer den schlechtesten Platz und reibt sich durch überflüssige Arbeit auf. So ein Mensch sollte versuchen, lieber andere etwas für sich tun zu lassen — seine Freunde würden entzückt sein, Gelegenheit dazu zu haben.

Wer Gruppe I und IV bejahen kann, ist ein Mensch, dem man ehrlich die Wahrheit sagen kann, und der selber ehrlich ist. Er weint nicht in der Einsamkeit, wenn er sich verletzt fühlt. Aber er macht sich nicht viel aus den Menschen. Er bewundert sie, wenn sie es verdienen, aber wenn es einem schlecht geht, rührt er keinen Finger, sondern findet, daß ihm nur recht geschieht. So ein Mensch soll sich darin üben, liebenswürdig und gerecht zu werden; er muß die guten Eigenschaften in anderen erkennen und die schlechten entschuldigen, vor allem aber muß er sich klar machen, daß, wenn die Menschen sich nichts aus ihm machen, die Schuld an ihm selber liegt.

Diejenigen, die sich zu Gruppe I, III, IV und V bekennen, haben eine äußerst einnehmende Eigenschaft, nämlich die Zuverlässigkeit. Dieser Typ gibt ausgezeichnete Krankenpflegerinnen, Geschäftsleute, Mütter und Lehrerinnen, aber nicht immer gute Ehefrauen. Es ist auch fraglich, ob sie sich überhaupt verheiraten. Menschen dieser Gruppe müssen an ihr Aeußeres denken, nicht nur Wert darauf legen, innerlich Prachtmenschen zu sein.

Gruppe I, II, V ist in vielen Dingen so hervorragend, daß sie viel Lob erntet. Sie haben ein Grauen vor dem Mißerfolg. Vielleicht haben sie als Kind zu wenig Lob bekommen und lechzen jetzt immer nach dem Gelobtwerden. Solche Menschen müssen vermeiden, jede Unterhaltung so zu drehen, daß sie dadurch in das hellste Licht gestellt werden.

Für Gruppe IV ist vor allem Selbstbeherrschung erforderlich. Die größte Gefahr für diese Menschen ist, daß sie ihre eigene, sorgfältig ausgearbeitete Lebensphilosophie allen anderen aufzwingen wollen. Sie sind infolgedessen sehr unduldsam, besonders gegen alle, die ganz anders veranlagt sind.

Für alle diese ist es wichtig, sich einmal in die Denkweise aller anderen Menschen einzuleben.

Sicher gibt diese Gruppenordnung vielen Menschen eine Anregung, einmal über ihre Veranlagung und ihre Haupteigenschaften nachzudenken und sich aus ihren Mängeln und Vorzügen den Weg zu errechnen, den sie gehen müssen, um das zu finden, woran ihnen hauptsächlich liegt: nämlich die Liebe und Wertschätzung ihrer Mitmenschen, auf die es im Grunde in dieser Welt nur ankommt.

Schimpfnamen.

Von Hans Hajek.

Wir können ja gar nicht mehr richtig schimpfen! Selbst der einfache Mann, der auf der Straße seine „kesse Schnauze" in zornige Bewegung setzt, ist eigentlich erfindungsarm. Es sind immer wieder dieselben Namen, die er seinem verehrten Gegenüber zuwirft und von ihm zurückempfängt, eine Freude am Sprachschöpferischen ist selten noch dabei. Ich habe es im Kriege erfahren: Polen, Ukrainer, Russen, Madjaren können das viel besser. Aber ihre Verwünschungen passen nicht nach Europa; es fehlt ihnen das humoristische Element, das bei uns einer richtigen Schimpferei beigemengt sein muß, damit sie uns Freude macht. Oder wenigstens: dieser östliche Humor ist zu verletzend für uns in vielen Dingen.

Nun weiß ich ja freilich nicht, ob ich unseren heutigen Ehepaaren Unrecht tue: ob nicht im trauten Zuzweitsein der ehelichen Stube auch noch allerhand Sprachkunst geübt wird. Das, was man einmal Gardinenpredigt nannte. Und ob da noch ordentlich und mit Freude geschimpft wird. Ich vermute aber, daß alle heutigen Menschen doch Waisenkinder sind gegen einen alten Pfarrer des 17. Jahrhunderts, den ich neulich aufstöberte und dem ich unbedingt den Preis zuerkennen muß. Es geht auf keine Kuhhaut, was er zusammenschimpft. Ein Zeitgenosse und geistiger Vetter des berühmten Paters Abraham a Saneta Clara, hat besagter Pfarrer, P. Albert Joseph Conlin, zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein siebenbändiges Werk herausgegeben, das halb Satire und halb Erbauungsbuch sein will: Der Christliche Welt-Weise, Beweinent die Thorheit Der neu-entdeckten Narren-Welt — — zum Gebrauche für Prediger und „auch eine jede Privat-Persohn".

Gleich am Anfang der reichhaltigen Sammlung, deren letzte zwei Bände den Närrinnen gehören, wird dem Weiber-Narren ins Gewissen geredet und ihm alles Ueble seines geliebten Gegenstandes anschaulich vor Augen gerückt. Und es gibt nur Uebles! Freilich meint der fromme Pater nur die bösen Weiber, aber er zitiert einen alten Kirchen-Schriftsteller, nach dem es nur drei gute und fromme Weiber auf dieser Welt gegeben habe: die eine sei in der Sintflut ersoffen, die zweite mit Elias im feurigen Wagen davongefahren, und die dritte sei bei allem Suchen nicht zu finden.

Und nun beginnt der geistliche Herr Verfasser das Weib zu definieren und die alten Kirchenväter, so ja auch nicht gerade Frauenfreunde waren, in deutsche Barockschimpfworte zu verdolmetschen:

„Zu teutsch: Ein Weib ist ein aufgebutzte Maschen — die Leuth reitzend zu Wollustbarkeiten — welche zwar mit gläntzender Gestalt und ausgestreckten Hals daher pranget — mit den Augen winket — mit den Wangen anlachet und schwätzet — mit der Zungen aber hebet Sie an lieblich zu singen — wodurch Sie etliche bethöret — andere mit reden raitzet und locket.

Das Weib ist ein Schiffbruch auf platten Land — ein Brunn der Schalckheit — ein Schatz alles Unflats und Boßheit — ein tötliche Ansprach und Schwätzerei — ein Verderbung der Augen — ein Untergang der Seelen — deß Hertzens Pfeil — ein jähe unbesunnene Begierlichkeit — und der Hölle Scepter. Ein bös Weib ist deß Teufels sein Rait-Sattel — ist ein immerwährende Baißzang — ein stätts schallende Wetter-Glocken — ist ein abgelassener Ketten-Hund — ist deß Beelezbubs Sack-Pfeiffen — ist deß Tartar Chans Schierpfannen — ist ein ungeschmiertes Wagen-Rad — ist ein bissige Pfeffer-Mühl — ist ein Tripolitanischer Kehrbesen — ist ein Folterbanck der Ohren — ist ein Rib-Eisen der Hertzen — ist ein Schlüssel in die Höll — ist ein Maden des Friedens — ist ein Blaßbalg des Lucifers. Ein böses Weib ist ein gewixter Wetter-Mantel — in dem das Wasser der Ermahnung nicht eingehet — ist ein Ziehpflaster deß Geld-Beutels —

ist ein Maulthier — daß manchen armen Mann zu Tod baißt — ist ein Quartier-Stuben aller Bosheit — ist ein Freuth-Hoff (Friedhof) der guten Täg — ein Bitteres Aloe — ist ein höllischer Brennspiegel — ist ein Jahrmarck der Zanckwörter — ist das letzte Gesetzl in Vatter Unser — Erlöß uns von allem Uebel — ist mit einem Wort daß man nicht sattsam beschreiben kann. O ihr Weiber-Narren!"

Der brave Herr Pfarrer gibt uns aber auch eine Probe weiblicher Schimpfkunst, nachdem er die männliche über das Thema „Böses Weib" zu immer neuen Variationen angeregt hat. Er bedauert es sehr, daß die Gardinenpredigt von Tobias' Weib in der Bibel nicht wiedergegeben und so erhalten geblieben ist, dafür überliefert er uns eine im Stile seiner Zeit und seiner Heimat, des bayrischen Ries. In einer der unzähligen kleinen Geschichten, die immer wieder von der Bosheit der Frau handeln, hebt sie ihren Mann zu schimpfen an:

„Das red ein Schelm — sagt sie — du Sauhalter — du Schmir-Kübel — du Wantzen-Puffer — du Bock-Melcker — du Kotzen-Hackel — du Püffels-Gesicht — du Bauern-Trampel — du Hennen-Vogt — du Mist-Hammel — du Sau-Trog — du Haspel-Fresser — du Küh-Darm — du Zwiebel-Selcher — du Kletzen-Probst — du Besen-Lümmel" und so weiter ohne Ende und Atemholen.

Seien Sie nicht entsetzt, gnädige Frau! Im Zeitalter der klassischen, aber tödlich langweiligen Bienséance ist solche grobe Sprachkunst ebenso erfrischend, wie sie es meiner bescheidenen Meinung nach in der Periode des Lippenstiftes ist, ohne daß ich deshalb nun gerade ihre Nachahmung propagieren wollte! Ohne daß ich doch an der Zungenfertigkeit der heutigen Frau zweifeln oder mich wieder etwa vermessen wollte, ihr solche Sprachkünste zuzutrauen! Meine Mitteilungen entbehren jeder „praktischen" Bedeutung und suchen nur nach denen, die sich über solche sprachliche Schöpferkraft noch ebenso herzlich freuen können wie ich ganz ungebildeter Mensch!

Mode-Humor.

Boshaft.

Die Gnädige kauft ein: ein viertel Meter Spitze, ein halbes Meter Seidenstoff, zwei Druckknöpfe, eine Stoffblume, eine kleine Agraffe.

Der Verkäufer wickelt alles zusammen und fragt: „Gnädige Frau machen sich wohl ein Ballkleid?"

Das Kleid der Mode.

Die Frau will ein Kleid kaufen, der Mann ist sehr dagegen. Das Kleid ist nämlich eigentlich nur ein erweitertes Feigenblatt.

„Nein," wehrt der Mann ab, „das Kleid kaufe ich nicht, es leidet an einem Uebel!"

Verkäuferin: „An welchem?"

Der Mann: „An Größenwahn."

Hausfrauen-Rechnung.

„Hör mal, Erna, dein monatliches Haushaltungsgeld erreicht ja nach und nach eine schwindelnde Höhe!"

„Ich schränke mich aber ein, wo ich nur kann, lieber Paul. Bedenke doch aber die steigenden Preise für Lebensmittel —"

„Und doch dieser Luxus! Erst vor einigen Tagen hast du dir den zweiten neuen Winterhut angeschafft!"

„O, der geht dich gar nichts an — den hab ich mir von meinem Haushaltungsgeld gespart!"

Wehmütiges Urteil.

Verkäuferin: „Nun, Herr Doktor, wie gefällt Ihnen das Kleid, es würde Ihrer Gattin ausgezeichnet stehen!"

Käufer: „Aufrichtig gesagt, für mein Gehalt gefällt es mir viel zu gut!"

So wirds gemacht.

Frau: „Anna, setzen Sie sich da ein wenig auf meinen vorjährigen Hut, vielleicht wird mein Mann denn doch einsehen, daß ich einen neuen brauche!"

Schlagfertig.

Er: „Was, du willst schon wieder 20 Mark haben? Wo soll denn das nur hinführen!?"

Sie: „Zur Putzmacherin!"

Eine Kunst.

Kleiderhändler (zum Freier seiner Tochter): „Sie werben um meine Tochter, können Sie aber gar nicht ernähren. Wenn Sie wenigstens Verkäufer in meinem Geschäfte würden!"

Der Freier: „Das geht wirklich nicht, ich bin doch Künstler!"

Kleiderhändler: „Na, meine Kleider zu verkaufen, ist auch eine Kunst!"

Auch richtig.

„Sieh, Adolf, da drüben sitzt dein Schneider!"

„Bitte, schau nicht hin, er grüßt sonst herüber!"

„Steht Ihr nicht gut miteinander?"

„Hm — das wohl, aber er ist mir noch die Quittung über zwei Anzüge schuldig!"

Lukullus der Heutige.

In Paris ist dieser Tage ein Journalist gestorben, dessen wir weniger um seiner glänzend geschriebenen Artikel willen gedenken wollen, als weil er sich auf andere Weise ein Denkmal gesetzt hat. Dieser Mann — Jean de Bonnefou — nämlich war so etwas wie ein Lebenskünstler, ein Feinschmecker, ein Lukullus unserer Tage. Man erzählt sich in Frankreich die drolligsten Geschichten von ihm. Er hatte den großen Gelehrten der Kochkunst und der Geschmacksfragen, Brillat-Savarin, genau studiert und wußte von jedem einzelnen Gericht, wo man es bestellen konnte. Er kannte die Spezialitäten aller Restaurants nicht nur in Paris, dazu hätte es keiner Gelehrsamkeit bedurft, sondern auch in den französischen Provinzen. Wenn er, wie es häufig vorkam, von seiner Zeitung auf Reisen geschickt wurde, verstand er es so einzurichten, daß jede Mahlzeit ein wirkliches Fest wurde. Dieser Mann ist sozusagen von einem Festdiner zum anderen gegangen. Wenn er zum Beispiel nach Südfrankreich in die Gegend von Toulouse reiste, versäumte er nie, rechtzeitig ein Telegramm an den Inhaber des Bahnhofsrestaurants in Brive zu senden, um sich sein Diner zu bestellen. Hielt der Zug in Brive, so konnten die Mitreisenden das Schauspiel erleben, daß eine ganze Kellnerschar mit Tabletten, auf denen die köstlichsten Speisen standen, an das Abteil eilten, in dem sich Bonnefou befand. Für dieses Diner hatte der Koch all seine Kräfte angestrengt, — es gab die feinsten Leckerbissen, Krebse und Rebhühner waren auf die delikateste Weise entsprechend zubereitet und eine Flasche exquisiten Bordeaux durfte auch nicht fehlen. Es war ein rechtes Schlemmermahl. Wenn die Speisen vor Bonnefou hingestellt wurden, betrachtete er sie lange und zärtlich, als wolle er sich ihr Aussehen genau einprägen und sich an dem Duft allein sättigen. Dann aber machte er sich über die verschiedenen Gerichte her, mit einer Ruhe, wie nur ein echter Feinschmecker sie aufbringt. Der Zug war meist schon viele Meilen von Brive entfernt, ehe er mit seiner Mahlzeit fertig war. Der Schaffner sorgte dafür, daß der Wirt sein Geschirr zurückbekam.

Jean Bonnefou war übrigens nicht nur Journalist, sondern er bekleidete auch die Stellung eines Bürgermeisters in der kleinen Stadt Cantai. Hier besteht seit alter Zeit die Sitte, daß standesamtliche Trauungen nur einmal im Monat stattfinden, und zwar an einem Sonnabend. Infolgedessen werden immer mehrere Trauungen gleichzeitig angesetzt. Wenn es irgend möglich war, vollzog Bonnefou persönlich die Trauung, und zwar tat er das nicht ohne Berechnung. Er wurde nämlich zum Dank für seine Aufmerksamkeit, sich persönlich zu bemühen, zu allen Hochzeitdiners eingeladen. Nun war nur die Schwierigkeit, daß diese Diners ja unglücklicherweise alle an dem gleichen Tage stattfanden, — es blieb ihm also nichts übrig, als sich aufzuteilen und bei jedem nur eine kurze Weile zu bleiben. Er richtete sich die Teilnahme an den einzelnen Diners aber sehr geschickt ein, und zwar so, daß er bei dem einen Diner den Vortisch aß, bei dem zweiten die Suppe, bei dem dritten den Fisch, bei dem vierten das Geflügel, bei dem fünften den Braten und so weiter, das ganze Menü durch, bis er schließlich bei einem der glücklichen Paare den Mokka und Likör genehmigte. Das erinnert fast an eine neue Form der Geselligkeit, die in Amerika aufgekommen ist, und bei der ein bestimmter Kreis immer von einer Familie zur andern fährt, um ebenfalls nacheinander das vollständige Diner einzunehmen: bei der einen die Suppe, bei der andern den Braten, bei der dritten den Nachtisch usw.

Ganz Cantai trauert um Bonnefous Tod, — gibt es doch kaum ein Ehepaar, dem er nicht bei dem Schritt in den heiligen Ehestand geholfen und dessen Hochzeitsfest er nicht durch seine Anwesenheit beehrt hat. So leicht wird er keinen Stellvertreter finden, der seine Obliegenheiten mit der gleichen Hingegebenheit erfüllt.

Es gibt im allgemeinen mehr wunderliche Heilige in der Welt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.

Aus aller Welt.

Was eine Speisekarte vor 150 Jahren enthielt. Das erste elegante Restaurant in Paris war die Gaststätte von Beauvilliers, die im Jahre 1782 eröffnet wurde, und wegen ihres schönen Speisesaals und der gut geschulten Kellner großes Aufsehen erregte. Wie abwechslungsreich aber auch die Küche dieses Restaurants war, zeigt eine Speisekarte aus jener Zeit. Sie enthält nämlich: 12 Suppen, 24 Vorgerichte, 15—20 Speisen aus Rindfleisch, 20 Gerichte aus Hammelfleisch, 30 verschiedene Zubereitungen von Wild und Geflügel, 16 bis 20 Kalbfleischgerichte, 12 Arten von Pasteten, 24 Fischgerichte, 50 Beigerichte — Gemüse und Salate usw. —, sowie 50 Nachtischspeisen. Außerdem hatte man die Auswahl unter 30 Weinsorten.

Ein Haus aus Bierflaschen. In Rio Vista (Nevada) hat sich ein Bewohner aus 10 000 leeren Bierflaschen ein Wochenendhaus gebaut, das 3 Meter hoch und ebenso breit ist. Die Flaschen sind mit der Oeffnung nach oben verwendet, und die Lücken durch Zement und Mörtel ausgefüllt.

Fröhliche Ecke.

Mißverstanden. „Ehe ich Sie untersuche, zuvor eine Frage: Trinken Sie?"

„Sehr liebenswürdig, Herr Doktor. Wenn ich bitten darf, ein Gläschen Kognat."

O weh, o weh! Walter hat noch nie eine Katze gesehen. Aber Tante Ursula hat eine, eine große, schwarze Katze. Eines Tages hört Walter, wie die Katze zu schnurren anfängt. In hellem Entsetzen läuft er zur Küche:

„Tante, Tante, deine Katze fängt an zu kochen."